

wirkender Christus seine Aufgabe erfüllt hat, wenn das Glauben der letzten ihrer Kinder in Schauen und ihr Hoffen in seligen Gottesbesitz übergeht, dann wird die Vollendung statthaben (1 Kor. 15, 24), im vollkommenen Gottesreiche des Himmels, „daß Gott alles in allem sei“ (15, 28).

## Antikes Christentum

Vortrag, gehalten bei der Herbsttagung der Akademikervereinigung Innsbruck 1925, von Franz Pangerl S. J.

### *2. Christliches Leben und Streben in der Urkirche.*

Die Darstellung des altchristlichen Lebens ist einer der anziehendsten Ausschnitte aus der Geschichte der Aszese. Aber sie begegnet einer erheblichen Schwierigkeit. Jener Niederschlag des täglichen Wandels der Christen, der in den archäologischen Funden vorliegt, ist für unsere Zwecke nicht ergiebig genug und so sind wir zumeist auf die literarischen Quellen angewiesen, die uns weniger das wirkliche Leben als vielmehr das Ideal zeigen, das sie den ersten Christen in eindringlichen Worten vor Augen hielten. Wie weit die Gläubigen der Urkirche diesem Ideale nahe gekommen sind, läßt sich im einzelnen schwer feststellen, wir dürfen aber trotz mancher betrübenden Erscheinung und menschlicher Unvollkommenheit den antiken Christen ein gutes Zeugnis ausstellen: Es war ein heiliges Geschlecht. Uns kommt es zudem ganz vorzüglich auf das Ideal an, um das die Christen gekümpft haben wie die Wettkämpfer um den Siegespreis.

#### 1. Zur allgemeinen Charakteristik des antik-christlichen Lebens.

Die religiös-sittlichen Anschauungen jener Heldenzeit zeichnen sich vor allem durch einen tiefen Lebensernst, eine eindrucksvolle Sittenstrenge, eine überaus zarte Gewissenhaftigkeit aus. Mehrfach sind die Gründe, die diese gehobene Lebensauffassung hervorgebracht und gefördert haben:

1. Der Gegensatz zur heidnischen Umwelt und die notwendige Abwehr gegen die aufdringliche heidnische Kultur erforderten die energische Anspannung aller Kräfte gegen den übermächtigen Feind. Hierher gehört ein Gedanke, der uns schon in der ältesten Predigt entgegentritt. „Die Christen sollen sich“, so mahnt der uns unbekannte Prediger, „der höchsten Heiligkeit befließen, ne nomen per nos blasphemetur“, eine eigenartige, dem christlichen Altertum geläufige Mahnformel von überzeitlichem Wert. „Denn“, so fährt der Prediger fort, „der Herr sagt: Allenthalben wird mein Name gelästert und wiederum: Wehe jenen, um derentwillen mein Name gelästert wird. Darum aber wird er gelästert, weil wir nicht tun, was wir sagen. Die

Heiden hören das Wort Gottes aus unserem Munde, bewundern es als gut und groß, dann aber sehen sie, daß unsere Werke dieser Worte nicht würdig sind und wenden sich zur Lästerung und sprechen: Diese schönen Worte sind eine Fabel und ein Irrtum. Wenn sie nämlich von uns das Gebot der Feindesliebe hören, bewundern sie die Höhe der Sittlichkeit; wenn sie aber sehen, daß wir nicht einmal unsere Brüder lieben, dann spotten sie und der Name wird gelästert.“

2. Ein zweiter Grund der strengen sittlichen Forderungen liegt in der damals notwendigen Bereitschaft zum Bekenkertode. Wohl gab es auch in jener Zeit friedliche Perioden, in denen das Schwert des Henkers zu ruhen schien, aber die Lage blieb immer bedrohlich; über Nacht konnte der Befehl des Kaisers oder ein Volksauflauf die blutige Verfolgung heraufführen. In ernstesten Worten hat *Tertullian* den sittlichen Ansporn, der in dieser Todesbereitschaft lag, in seinem Schriftchen über den Schmuck der Frauen ausgesprochen. Seine Mahnung an die Christinnen zur größten Einfachheit begründet er schließlich mit den Worten: „Aller Luxus soll verschwinden, durch den die Tugend des Glaubens geschwächt werden kann. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob die Hände, die ein Armband zu tragen gewohnt sind, es aushalten werden, wenn sie unter dem Drucke der Ketten anschwellen; ich weiß nicht, ob ein Fuß aus den Fußspangen in die Fußschellen des Kerkers gehen wird. Ich fürchte, ein Hals, der Perlen und Smaragdketten trägt, wird dem Schwerte des Henkers keinen Raum mehr bieten. Darum, Gottgesegnete, stehen wir bereit zu jeder Verfolgung und hängen wir uns an nichts, das wir zu verlieren fürchten müssen. Alle diese Dinge sind Hindernisse unserer Hoffnung; werfen wir den irdischen Schmuck von uns, wenn wir den himmlischen wünschen.“

3. Mächtigen Einfluß hat auf das Tugendleben auch die Parusiehoffnung ausgeübt. Wie sehr auch im Laufe der Zeit der Gedanke geläufiger wurde, die Wiederkunft des Herrn zum Weltgerichte sei nicht so bald zu erwarten, so steht doch fest, daß sich diese Erwartung bei den Christen in einer Erhebung aller seelischen Kräfte zum Ueberirdischen ausgewirkt hat. Der Ruf: Haltet euch bereit, denn der Herr ist nahe, hallt wie Posaunenschall durch die ältere christliche Literatur. Die Christen haben auch lange Zeit um die Beschleunigung der Parusie gebetet. In der ältesten außerkanonischen Schrift klingt ein Gebet nach der hl. Kommunion in die dringliche Bitte aus: „Zu uns komme die Gnade, es vergehe die Welt. Hosanna dem Sohne Davids. Komme, o Herr! Amen!“

4. Nicht zuletzt hat der hohe Schwung des altchristlichen Lebens seinen Grund in dem Enthusiasmus der Christusliebe, der jenen glücklichen Tagen eigen war. Ueberall stößt man auf das Erbe des *hl. Paulus*: Ich kenne nur

Christus, den Gekreuzigten. Christus und seine Liebe steht so im Mittelpunkt des Lebens, daß sich daraus besonders gegenüber der Zersplitterung der heidnischen Tugendlehre eine nicht bloß wohlthuende, sondern höchst wirksame Einfachheit und Geschlossenheit der christlichen Aszese ergab. *Ignatius von Antiochien*, der unerschöpflich ist in den glühendsten Ausdrücken der Liebe zum Herrn, sagt einmal bezeichnend über die Häretiker: „Sie sind nicht eine Pflanzung des himmlischen Vaters, denn wären sie es, so würden an diesen Bäumen die Zweige des Kreuzes erscheinen und ihre Frucht wäre unvergänglich“ und bezeugt damit, was er von der christlichen Gemeinde fordert. Was der Brief der Lyoner Gemeinde über die *hl. Blandina* berichtet, kann als ein Ausdruck der allgemeinen Stimmung der Christen gelten. Als die Martyrer von Lyon in die Arena niedersteigen mußten, da ward *Blandina* an ein Kreuz geheftet, damit ihre Todespein die Bekenner von Christus abschrecke; aber die Christen sahen in der gekreuzigten Sklavin das Bild ihres sterbenden Meisters und schöpften unbesiegbaren Bekennermut aus dem Anblick. *Klemens von Alexandrien*, der in seinem *Paidagogos* eine zusammenfassende Darstellung des christlichen Lebens versucht, baut folgendes System auf: Unser Pädagoge, der uns zu einem christlichen Leben führt, heißt Jesus. Das Lehrbuch der erhabenen Pädagogik des Logos ist sein Beispiel und seine Lehre; in einem Kapitel stellt *Klemens* aus der Hl. Schrift einen vollständigen Abriß christlicher Vollkommenheit zusammen. Der entscheidende Beweggrund aber für das tugendhafte Leben ist wieder Jesus und seine Liebe.

Bei dem lebendigen Glauben, mit dem die ersten Christen die Gegenwart des Herrn in der hl. Eucharistie umfaßten, kann es nicht wundernehmen, wenn es so oft ausdrücklich der eucharistische Christus ist, der als Anfang und Ende das Tugendstreben beherrscht. Wenn *Ignatius* schreibt: „Getreide Gottes bin ich und möchte gemahlen werden von den Zähnen der wilden Tiere, auf daß ich als reines Brot Christi erfunden werde“, so klingt ganz deutlich jener Gedanke durch, daß sich der Christ im Hinblick auf die Eucharistie zur Vollkommenheit der Liebe ermuntern solle. Wenn *Tertullian* die Handwerker und Künstler besonders wirksam von aller Teilnahme an götzendienerischem Tun abhalten will, schreibt er: „Wie können sie es wagen, ihre Hände, die den Dämonen körperliche Gestalt geben, an den Leib Christi zu legen? O Hände, die man abhauen sollte, umsomehr, als in ihnen der Leib Christi geärgert wird.“ *Klemens von Alexandrien* aber weiß keinen stärkeren Antrieb zu christlichem Gebaren beim Essen und Trinken als den Hinweis auf das heilige Mahl am Tische des Herrn.

Die strenge Lebensauffassung der altchristlichen Zeiten ist Gegenstand eines Vorwurfes geworden; man spricht von übertriebener Strenge und

und unerleuchtetem Eifer. Daß sich manche Schriftsteller von Rigorismus nicht frei gehalten haben, soll nicht geleugnet werden, es ist aber zu bedenken, daß manches, in andere Verhältnisse übertragen, ungebührlich hart erscheinen mag, was in jenen Tagen des Entscheidungskampfes zwischen Christentum und heidnischer Kultur als eine Pflicht angesehen werden mußte, die der Christ als Glied seiner Kirche auf sich nahm. In der Kirche wird sich ferner in Zeiten des Aufstieges eine gewisse Strenge immer erzeugen, so lange es gilt, die bleischwere, zum Niedrigen geneigte menschliche Natur zu erheben. Auch heute wird die Besserung der Zustände ohne eine höchste Anspannung aller moralischen Kräfte nicht möglich gemacht werden können.

## II. Das christliche Tugendleben.

Nur eine flüchtige Skizze kann hier vorgelegt werden, die kaum die wesentlichsten Züge aufweisen wird.

### 1. Der antike Christ als Glied der Kirche.

Den Mahnungen der Väter gehorchend mußte sich der antike Christ vor allem als ein Glied seiner Gemeinde und durch sie als ein Glied der großen katholischen Gesamtkirche fühlen. Ein ausgeprägtes kirchliches Gemeinschaftsleben gehört zu den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des antiken Christentums. Die Gläubigen sind nicht eine freie Vereinigung charismatisch Begabter, sie sind vielmehr durch eine straffe Organisation zu engster Lebensgemeinschaft zusammengeschlossen. Formgebend aber für diese Organisation ist die von Gott gesetzte Hierarchie. Der lebenswürdige Martyrerbischof *Ignatius*, ein wahrer Apostel des kirchlichen Gemeinschaftslebens, hat den Christen darüber gründlichen Unterricht erteilt. An die Smyrnaer schreibt er: „Alle gehorchet dem Bischof wie Jesus Christus seinem Vater, und den Priestern wie den Aposteln, die Diakone aber verehrt wie einen göttlichen Auftrag. Getrennt vom Bischof soll niemand etwas tun, was zum kirchlichen Leben gehört. Eine gültige Eucharistiefeier sei euch nur jene, die unter dem Bischof vollzogen wird. Wo der Bischof erscheint, da sei auch das Volk, wie dort, wo Jesus Christus ist, auch die katholische Kirche ist. Es ist nicht erlaubt, ohne den Bischof zu taufen oder das Liebesmahl zu feiern, aber was immer der Bischof für gut befunden hat, das ist auch Gott wohlgefällig . . . Wer den Bischof ehrt, wird von Gott geehrt: wer aber ohne den Bischof etwas tut, dient dem Teufel.“ Die Magnesier mahnt der Heilige: „Wie also unser Herr ohne den Vater, der ihm geeint ist, nichts getan hat, weder selbst noch durch die Apostel, so sollt auch ihr ohne den Bischof und die Priester nichts tun.“

Es ist hier nicht möglich, den weiteren Ausbau der kirchlichen Gemeinschaft in der Vereinigung aller Gemeinden unter dem Primas der Kirche in Rom genauer darzulegen. Jene hochgefeierte Kirche, „in der die Apostel

mit ihrer Lehre ihr Blut ausgegossen“, die *Ignatius* als „Vorsteherin des Liebesbundes“ ehrfurchtsvoll begrüßt, die von *Irenaeus* als der unfehlbare Hort der wahren Lehre gepriesen wird, ist vom *hl. Cyprian* in seiner unvergänglichen Schrift von der Einheit der Kirche als der Mittelpunkt der kirchlichen Gemeinschaft verherrlicht worden. Christus, so führt er aus, hat die Lehre vom kirchlichen Gemeinschaftsleben in die Worte gefaßt: „Du bist der Fels und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen.“ In der Verbindung aller Gemeinden mit Rom wird die Kirche erst eine lebendige Einheit und eine lebenspendende Mutter, so wie die ungezählten Sonnenstrahlen, die Baumzweige und die Wasserbäche alle in einem Mittel- und Quellpunkte ihren Grund haben,

Eine höchst wichtige Stelle im Gemeinschaftsleben der Kirche nimmt die *hl. Eucharistie* ein, und zwar nach ihrer doppelten Eigenschaft als Seelenspeise und als Opfer. Als göttliches Gastmahl ist sie das festeste Band der kirchlichen Einheit, das wirksamste Mittel des christlichen Lebens im Glauben und Lieben, als Opfer aber ist sie die höchste Aufgabe der kirchlichen Organisation, die großartigste Betätigung der christlichen Gemeinde. In der *Zwölfapostellehre* lautet ein Gebet des ersten Jahrhunderts von liturgischem Charakter: „Wie dieses gebrochene Brot zerstreut war auf den Bergen und gesammelt eins geworden ist, so möge deine Kirche von den Enden der Erde in dein Reich versammelt werden.“ Als heiligste Betätigung der Gemeinde aber erscheint das eucharistische Opfer durch den Hinweis auf die Worte Gottes: „An jedem Orte soll mir ein reines Opfer dargebracht werden, denn ich bin der große König und mein Name ist wunderbar unter den Völkern.“ *Ignatius von Antiochien* wünscht, daß die Ephesier sich zusammenschließen im einen Glauben und im einen Herrn Jesus, brechend ein Brot, welches das Heilmittel der Unsterblichkeit ist, das Gegengift, daß wir nicht sterben, sondern immer leben in Christo. „Bemüht euch also, die eine Eucharistie zu gebrauchen, denn eines ist das Fleisch Jesu Christi unseres Herrn und einer der Kelch in der Einheit seines Blutes, ein Altar wie ein Bischof mit den Priestern und den Diakonen, damit alles, was ihr tut, nach Gottes Wohlgefallen geschehe.“

Aus der Vereinigung aller durch die Hierarchie in dem einen Geheimnis des Altares erblühte als eine köstliche Frucht die christliche Bruderliebe, durch die sich die ersten Christen auszeichneten und durch sie die Welt überwunden haben. Neben dem Martyrium ist dies der schönste Ruhmestitel der Urkirche. Statt vieler Einzelheiten soll hier nur das hohe Lied christlicher Bruderliebe vorgelegt werden, das *Tertullian*, wenn auch in harter und knorriger Sprache, gesungen und den Heiden in seiner Verteidigungsschrift vorgehalten hat. „Wir haben eine Kasse,“ sagt *Tertullian*, „aber sie

besteht nicht aus erzwungenen Vereinsbeiträgen; jeder gibt am bestimmten Monatstage, jeder gibt freiwillig, soviel er geben kann. Das sind die Deposita der Frömmigkeit. Sie werden nicht für Gelage ausgegeben, sondern um Arme zu ernähren und zu begraben, für Knaben und Mädchen, die ihrer Eltern beraubt sind, für alte Leute, die ihr Haus nicht verlassen können, für Schiffbrüchige, für solche, die zu den Bergwerken verurteilt sind oder in Verbannung und Kerker leben. Selbst die Heiden sagen: Sieh' doch, wie sie einander lieben und für einander zu sterben bereit sind. Wir nennen uns alle Brüder und Schwestern, weil wir einen Vater in Gott haben, weil wir aus dem gleichen Schoß der Unwissenheit staunend zum gleichen Lichte der Wahrheit erwacht sind. Wir, die wir mit Herz und Seele verbunden sind, haben alles gemeinsam mit Ausnahme der Frauen.“ Dann kommt *Tertullian* auf die altchristlichen Liebesmahle zu sprechen, die anfänglich im Anschluß an die Eucharistiefeyer, später von ihr getrennt des Abends gehalten wurden. „Unsere gemeinsame Mahlzeit zeigt schon durch ihren Namen ihr Wesen an: Sie heißt nämlich Liebe. Wie teuer auch so ein Abendmahl kommen mag, es ist Gewinn, im Namen der Gottesfurcht Aufwand zu machen, da wir ja auf diese Weise Arme jeder Art laben und unterstützen . . . Weil es sich hier durchaus um eine religiöse Uebung handelt, läßt dieses Mahl nichts Gemeines oder Unbescheidenes zu. Bevor man sich zu Tisch begibt, wird der Wohlgeschmack eines Gebetes zu Gott verkostet. Man ißt, bis der Hunger gestillt ist, man trinkt, wieviel für züchtige Leute zuträglich ist. Alle sättigen sich so wie Leute, die sich bewußt sind, daß sie auch während der Nacht Gott anbeten müssen, daß Gott sie überall hört und sieht. Wenn das Wasser für die Hände und das Licht gebracht ist, wird jeder in die Mitte gerufen, damit er Gott dem Herrn lobsinget; dabei erkennt man auch, wie er getrunken hat. Ein Gebet beschließt das Mahl der Liebe.“

Die kirchliche Gemeinschaft war gleichsam mit Sicherungswällen umzogen, die jeden zerstörenden Einfluß abwehren sollten. Zuerst war eine sehr strenge Abschließung gegen die Häretiker Gebot. Kein Christ sollte einen Häretiker aufnehmen, ja auf der Straße sollte er ihm aus dem Wege gehen und das Bad meiden, in dem ein Irrgläubiger weilte. Nur eine Verbindung durfte mit den Irrenden aufrecht erhalten bleiben; *Ignatius* hat sie öfters eingeschärft: „Ihr müßt für sie beten, damit sie Buße tun, was freilich sehr schwer ist; aber Jesus Christus, der unser Leben ist, hat die Macht dazu.“

Ein zweiter Sicherungswall war die überaus strenge Bußdisziplin. Bis heute ist uns die Geschichte dieser Bußdisziplin nicht in allen Punkten klar, aber soviel steht fest, daß dem reuigen Sünder die Rückkehr zu Gott und zur Kirche möglich war. „Allen“, so sagt wiederum *Ignatius*, „die Buße tun,

verzeiht Gott, wenn sie sich zur Vereinigung mit Gott und mit dem Bischof zurückwenden.“ Die Lieblingsdarstellung des Herrn in damaliger Zeit, das Bild des guten Hirten, hat die Christen stets an Jesu Liebe zu den Gefallenen erinnert. Aber wer durch ein schweres Vergehen von Gottes Gnade und der kirchlichen Gemeinschaft geschieden war, konnte meist erst nach jahrelanger schwerer Buße seine Wiederaufnahme erwirken; es kam vor, daß solche Sünder bis an ihr Lebensende unter den Büßenden verharren mußten und bis zur Wegzehrung der hl. Kommunion beraubt blieben. Diese Strenge in der Handhabung der Bußdisziplin erklärt sich aus der sittlichen Strenge jener Zeit überhaupt. Dann aber auch aus dem Verhältnis der Kirche zur heidnischen Umgebung. Ein Christ durfte die Kirche nicht durch unmoralisches Leben bloßstellen, wenn nicht die weitverbreiteten ungeheuerlichen Vorwürfe der Heiden und die Christenverfolgungen einen Schein von Berechtigung erhalten sollten.

Eine dritte eigenartige Umfriedung der Herde Christi, besonders ein Schutz ihres köstlichsten Schatzes, der Eucharistie, war die sogenannte Arkandisziplin. Keinem Außenstehenden, nicht einmal den Taufbewerbern, durfte das hochheilige Geheimnis des Altars bekanntgegeben werden. Der Verfasser des Briefes an *Diognet*, der um Aufschluß über das Christentum gebeten wurde, spricht eingehend über das tugendhafte Leben der Christen, „aber“, so sagt er, „das Geheimnis des göttlichen, den Christen eigenen Kultes darfst du nicht hoffen von irgend jemandem zu erfahren“. Zum Zwecke der Geheimhaltung bildete sich eine symbolische, nur den Eingeweihten verständliche Sprache aus. Jener weitgereiste *Aberkios*, der sich seine oft zitierte Grabschrift selbst gesetzt hat, gedenkt mit herzlicher Freude der Liebe, die er überall bei den Brüdern gefunden und des überall bereiteten Tisches des Herrn. „Überall war der Glaube mein Führer und reichte mir überall den Fisch aus der Quelle zur Speise, den reinen, den die heilige Jungfrau fing, und ihn gibt er den Glaubensgenossen zur Speise, indem er heilsamen Wein gemischt mit Brot darbietet.“ In gleich geheimnisvoller Weise verbirgt sich hinter den Symbolen der altchristlichen Malerei, dem Anker, dem Fisch usw. die Lehre vom heiligen Kreuz und von der Eucharistie.

## 2. Der antike Christ in seinem Privatleben.

Nun ein Blick in das Privatleben der ersten Christen, zunächst in ihre Häuslichkeit. Das Christentum hat durch seine Gnade und seine hohe ethische Auffassung das Familienleben geheiligt. Das war der wundeste Punkt der damaligen Welt, daß die Ehe und die Familie ihrer Auflösung nahe gekommen war. Eine Regeneration der verkommenen Menschheit konnte nur durch die Heiligung des Ehelebens erfolgen, nachdem durch die Zerstörung dieses Grundpfeilers der menschlichen Gesellschaft der Unter-

gang vorbereitet worden war. In seinem Briefe an *Polykarp* sagt *Ignatius*: „Meinen Schwestern aber sage, daß sie den Herrn lieben und mit ihren Männern zufrieden sind nach dem Fleische und nach dem Geiste. In gleicher Weise trage meinen Brüdern im Namen Jesu Christi auf, daß sie ihre Frauen lieben wie Christus die Kirche. Es ziemt sich durchaus, daß die Brautleute nach dem Willen des Bischofs ihre Ehe eingehen, damit die Heiraten nach Gottes Gebot geschlossen werden und nicht nach der Begierlichkeit.“ Dieses Eingreifen der Kirche in das Eheleben bildet die wichtigste Grundlage seiner Heiligung. So ernst nehmen es die Väter damit, daß *Tertullian* sagen konnte: „Verbindungen, die nicht vor der Kirche geschlossen sind, laufen bei uns Gefahr, für Konkubinate angesehen zu werden.“ Die Kirche hat sodann die Frau zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes gemacht. *Klemens* findet diese Gleichberechtigung dadurch begründet, daß der Logos der Pädagoge auch für die Frauen ist und daß auch die Frauen zum Martyrium berufen sind. Die beste Gewähr einer guten Ehe sah man im christlichen Glauben und Leben der Eheleute. Derselbe *Tertullian* gibt uns ein herrliches Bild der christlichen Ehe, wenn er an seine Frau schreibt: „Wer vermag das Glück einer Ehe zu schildern, die vor der Kirche eingegangen, von den Engeln verkündet, von Gott Vater bestätigt ist. Welch schönes Zweigespann ist ein gläubiges Ehepaar, das eine Hoffnung, ein Ziel der Wünsche, einerlei Lebensweise und dieselbe Art des Gottesdienstes hat. Sie beten gemeinsam, sie arbeiten gemeinsam, sie unterrichten, ermahnen und ertragen sich gegenseitig; gemeinsam sind sie in der Kirche und am Tisch des Herrn, wie sie auch gemeinsam Bedrängnis, Verfolgung und glückliche Tage verleben.“ Aus den in älterer Zeit recht wortkargen Grabinschriften bricht bisweilen in vielsagender Kürze die dankbare Erinnerung an das Glück einer solchen vom christlichen Geiste getragenen Ehe durch: rührend und rühmlich zugleich heißt es auf einer Grabplatte: „Sie hat 24 Jahre mit mir gelebt, ohne je mein Herz zu kränken.“

Daß die ersten Christen die Jungfräulichkeit höher hielten als die Ehe, ergab sich für sie aus der Lehre des *hl. Paulus* von selbst. Wir können uns hier darauf beschränken, zwei altchristliche Gedanken über diese schöne Blüte des christlichen Lebens anzumerken. Der Lobpreis, der von den Vätern allen jungfräulichen Seelen dargebracht wird, gründet sich keineswegs allein auf die materielle Jungfräulichkeit als solche, auch nicht auf die moralische Tugend allein, sondern darauf, daß die Jungfräulichkeit aufgefaßt wurde als ein bräutliches Verhältnis der Seele zu Christus und damit als eine der höchsten Aeußerungen der Gottesliebe, der Königin aller Tugenden. Die Jungfrau mußte sich übrigens besonders der Demut und der Nächstenliebe befleißigen, wollte sie nicht als eine von den Törichten erfunden werden,

die kein Oel in der Lampe haben. Einen weiteren reizvollen Einblick in die altchristliche Auffassung der Jungfräulichkeit gewährt uns ein einzigartiges Katakombenbild von unwiderstehlichem Reiz aus dem 3. Jahrhundert. Ueber dem Grab einer verklärten Jungfrau ist es angebracht; in der Mitte des Bildes steht die Verstorbene als Orante, links ist die Einkleidung der Jungfrau dargestellt, rechts aber die Madonna mit dem Kinde, das Vorbild und die Königin aller gottgeweihten Jungfrauen.

In der christlichen Häuslichkeit der ersten Jahrhunderte gab es, wie in der heidnischen, Sklaven. Die Kirche war zunächst nicht in der Lage, den Sklaven ihre äußere Freiheit zu geben, aber sie hat ihr Los in bewunderungswürdiger Weise erleichtert. Sie hat die Sklaven durch strenge Mahnungen an die christlichen Herren vor jeder Mißhandlung in Schutz genommen. Noch um 300 hat die Synode von Elvira bestimmt, eine Frau, die im Zorn ihre Sklavin zum Tode verwundet, muß 7 Jahre strenge Buße tun. Die Kirche hat ferner den Sklaven in ihrem Gemeinschaftsleben seinem Herrn vollständig gleichgestellt; mit seinem Herrn betet der Sklave, Vater unser, und empfängt mit seinem Herrn die hl. Eucharistie. Das wichtigste aber war, daß die Kirche den Sklaven die innere Freiheit in Christo gebracht hat, die durch keine Bande äußerer Knechtschaft zerstört werden kann. *Euelpistus* hat das Hochgefühl des innerlich freien christlichen Sklaven treffend zum Ausdruck gebracht. Zugleich mit *Justin* dem Apologeten vor den Richter gestellt, antwortete er dem Präfekten auf die Frage, wer er sei: „Ich bin ein Sklave des Kaisers, aber als Christ bin ich von Christo selbst mit der Freiheit beschenkt worden und durch seine Güte und Gnade derselben Hoffnung teilhaft wie die anderen, die du hier siehst.“

In seinem täglichen Leben mochte der antike Christ von seinen heidnischen Zeitgenossen nach außen wenigstens nicht allzusehr sich unterscheiden, ein aufmerksamer Beobachter aber konnte unschwer drei Dinge wahrnehmen, die den Jünger Jesu weit über die damalige Welt hinaushoben; seine übernatürliche Lebensauffassung, sein Gebet und seine züchtige Bescheidenheit.

Der Christ hat sein tägliches Leben geheiligt durch den Wandel vor den Augen des allgegenwärtigen, mit liebevoller Fürsorge alles leitenden Vaters. Der heidnische Zeitgenosse hat die göttliche Vorsehung kaum gekannt. „Gäbe es eine solche,“ sagt *Cacilius* im Oktavius des *Minucius Felix*, „so hätte gewiß der weise *Sokrates* den Giftpfeiler nicht trinken müssen.“ Gar die Vorstellung eines Gottes, vor dessen Augen auch die geheimsten Gedanken und Regungen des Herzens offenliegen und der auch darüber Rechenschaft fordert, erschien dem Heiden unerträglich. Der genannte *Cacilius* nennt den allwissenden Gott der Christen ein unverschämt neugieriges Wesen. Anders der Christ, er hat sich unter den Augen Gottes wohl gefühlt,

als „Schüler des Hirten, der große, alles sehende Augen hat“. Einen praktischen Ausdruck fand der Glaube an den allgegenwärtigen Gott in einem intensiven Gebetsleben, zu dem die Väter die Gläubigen mahnen. *Tertullian* hat dieser Mahnung den schwungvollen Ausdruck verliehen: Das Gebet ist eine Mauer des Glaubens, unsere Schutz- und Trutzwaffe gegen den uns von allen Seiten auflauernden Feind. Wandeln wir daher niemals ohne diese Wehr. Im Gebete verharren die Engel; es betet jedes Geschöpf, die Vögel erheben sich beim Aufflug zum Himmel und breiten ihre Flügel statt der Hände in Kreuzesform aus. Der Herr selbst hat gebetet, daher sollen auch wir beten ohne Unterlaß. Als eine Eigentümlichkeit des antiken Gebetslebens erscheint dabei eine große Vorliebe für das Gebet des Herrn. Schon im ersten Jahrhundert wird den Christen die Mahnung gegeben, dreimal wenigstens des Tages dieses Gebet zu verrichten. Eine andere Lieblingsübung war das Kreuzzeichen, mit dem man die Stirne bezeichnete. „Bei jedem Schritt und Tritt,“ sagt *Tertullian*, „beim Ein- und Ausgehen, beim Anziehen der Kleider, beim Waschen, beim Essen, beim Schlafengehen, kurz bei jeder Tätigkeit, die wir verrichten, drücken wir das Zeichen des Kreuzes auf unsere Stirn.“ *Justin* erinnert im besonderen an das bei den Christen übliche Tischgebet.

Aus dem christlichen Geiste ergab sich ferner die Abschließung der Gläubigen von unerlaubten Vergnügen und heidnischem Luxus. Frühzeitig waren auch Angehörige reicher und vornehmer Familien in die Kirche eingetreten. Für diese besonders war es keineswegs so leicht, liebgewordene Gewohnheiten aufzugeben und im Verkehr mit heidnischen Verwandten und Bekannten die christliche Zucht und Bescheidenheit zur Schau zu tragen. Wir hören denn auch aus diesen Kreisen die seltsame Entschuldigung für ihre heidnischen Lebensgewohnheiten, sie müßten es hierin den Heiden gleich tun, „damit der Name nicht durch uns gelästert werde“. Leichter war es, die Neuchristen zu überzeugen, daß sie die zuchtlosen Theater nicht besuchen dürften, daß sie sich von dem freien Treiben der Bäder ferne halten müßten, daß sie den Zirkus nur betreten sollten, wenn christliche Blutzengen in der Arena standen, viel schwieriger aber war es, dem Modeluxus gegenüber die scharfe Linie zu finden, über die ein Christ nicht hinausgehen durfte. Die Schriftsteller erweisen sich in diesem Punkte durchgängig als sehr streng, besonders gegenüber dem prunkenden Aufwand der Einrichtungsgegenstände und gegenüber dem Putz und Schmuck der Frauen. Es ist eine lange Liste von Schmucksachen und Toilettenkünsten, die uns da vorgeführt werden: *Klemens von Alexandrien* sagt, er sei ganz müde von der Aufzählung. *Tertullian* eiferte am schärfsten und nicht ohne Rigorismus gegen die Putzsucht der Christinnen. Nach ihm sind für die Frauen überhaupt nur Trauerkleider angemessen,

damit sie darin die Sünde ihrer Stammutter Eva beweinen. Besonders scharf beurteilt er das damals übliche Färben der Haare: „Ich sehe einige,“ schreibt er, „die sich die Haare blond färben; sie schämen sich sogar ihrer Nationalität und daß sie nicht als Deutsche geboren sind. Durch ihre Haare verraten sie ihr Vaterland.“ Nicht minder entsetzt ist der Apologet über die hohen Frisuren, zu deren Herstellung die kundigsten Haarkünstler berufen wurden. Er spottet, in der Schrift stehe doch, niemand könne seiner Länge eine Elle zusehen, diese Damen versuchten es aber doch. Den Purpur schilt er eine ehebrecherische Farbe, die dem göttlichen Willen zuwider sei; denn hätte Gott Purpurkleider gewollt, so hätte er den Schafen auch purpurfarbene Wolle wachsen lassen. Nur wenig milder urteilt der sonst so gemäßigte *Klemens von Alexandrien*. Auch er verurteilt die übermäßige Verschwendung, die mit diesem Schmuck getrieben wurde. Der Gebrauch goldener und silberner Gefäße ist ihm unnütz und eine bloße Täuschung des Gesichtes. Der überflüssige Besitz von Gold und Silber erzeugt Neid, ist schwer zu erwerben, schwer zu bewahren, unnütz zum Gebrauch. Auch der eitle Ruhm, Gefäße von Kristall zu besitzen, die wohl sehr zweckmäßig sind zum Zerschlagen und bei denen man ängstlich ist, so oft man daraus trinkt, ist aus unserer Umgebung zu verbannen. Silberne Teller, Dreifüße von Zedernholz oder Elfenbein, Teppiche aus Purpur usw. das sind Beweise von übermäßiger Weichlichkeit und von den Christen gänzlich zu verwerfen.

Diese strenge Auffassung ist uns verständlich, wenn wir den Luxus nicht losgelöst in sich, sondern im lebendigen Gebrauch der Zeit betrachten. Er war der Diener des Lasters geworden, so recht die *Pompa diaboli*, der jeder Christ in seinem Taufgelöbniß entsagte. Auch die hohe Auffassung von der Aufgabe der christlichen Frau hat mitgewirkt. Die Christinnen sollten, wie *Tertullian* bemerkt, ein helleuchtendes Beispiel der Bescheidenheit und „Priesterinnen der Schamhaftigkeit“ sein. Endlich erschien der Gedanke unerträglich, daß sich die Nachfolger des armen Lebens Jesu mit heidnischem Luxus umgeben könnten.

Uebrigens hat *Klemens von Alexandrien* doch, der Praxis Rechnung tragend, gelegentlich auch eine mildere Auffassung vertreten. Solange jede Anreizung zur Sünde ferne bleibt und jede unvernünftige Begierde, will er die Christen weder von den Vergnügungen noch von einer bescheidenen Anteilnahme an einem geziemenden Schmuck des Hauses oder des Körpers ausschließen.

Das Christentum hat wie das Leben so auch den Tod seiner Anhänger verklärt. Der Christ ehrte auch nach dem Tode im entseelten Körper den einstigen Tempel des Heiligen Geistes, der dazu bestimmt ist, glorreich wieder zu erstehen. Der christliche Leichenzug in den unterirdischen Grab-

stätten der Katakomben, unter Hymnen und Psalmensang mit Lichtern und Fackelbegleitung brachte den freudigen Glauben an die Ueberwindung des Todes durch Christus zum Ausdruck und die Kirche eiferte stets gegen die heidnische Totenklage. Die Schlafstätte der Heimgegangenen — der Tod war für die Christen nach den Worten des Herrn nur ein Schlaf — war geweiht nicht so sehr von den Tränen der Hinterbliebenen als vielmehr von der seligen Hoffnung auf ein Wiedersehen im Himmel. Heute noch weht uns in den feuchten und dunkeln Katakomben aus den verblaßten sinnigen Bildern und den anspruchslosen, von Glauben und Hoffen getragenen Grabinschriften ein Hauch des Friedens und der Ruhe entgegen. In eindringlicher Weise kommt uns der Unterschied zwischen dem heidnischen und dem christlichen Grabe zum Bewußtsein, wenn wir die Grabinschriften vergleichen. Auf einem heidnischen Grabe eines jungen Mädchens steht geschrieben: „Ich hebe meine Hand auf gegen den Gott, der mich Unschuldige so früh dem Leben entrissen.“ Auf einem christlichen Grabe aber steht: „Hier ruht *Anatolis*, unser erstgeborenes Kind, das uns nur für kurze Zeit geschenkt war. *Anatolis* bete für uns.“ Und auf einem andern: „Hier liege ich, ein Kind, ohne Anteil am Leben genommen zu haben, des süßesten Vaters und der schönen Mutter Erstling, 2 Jahre alt, von Gott versorgt, ein süßer Sonntagsknabe.“

Das flüchtige Bild, das hier vom antiken Christentum in zwei Abschnitten entworfen werden konnte, weist namentlich zwei auch für unsere Zeit praktische Züge auf: Die richtige Einstellung zur außerkirchlichen heidnischen Kultur und jene hohe sittliche Lebensauffassung, die dem christlichen Lebensideal alle Kräfte weiht. Es bedarf des Beweises nicht, daß gerade diese zwei Ideen wirksam werden müssen, wenn wir eine bessere Zukunft erwarten wollen. Das ansprechende Beispiel einer großen Vergangenheit mag uns dafür begeistern und uns zugleich die unversiegbare Quelle der notwendigen Kraft und Einsicht zeigen im engsten Anschluß an die hierarchische Kirche und in der Teilnahme an der eucharistischen Lebensgemeinschaft.